

12)

Das Blut.

Roman von J. J. David.

(Nachdruck verboten.)

Auf dem Hofe, in den Ställen ging derweilen Alles wie immer an solchen bewegten Tagen. Immer noch klang das stöhnende Gebrüll der kalbenden Kuh durch die Nacht, und die Marie wollte verzagen, daß sie sich hierher gefesselt sah. Endlich nach Mitternacht ward's ruhig. Für Ruppert freilich noch nicht; immer noch schleppten die Handwagen Ladung nach Ladung Holz ins Brauhaus. Er aber erschien ganz unvermuthet unter den Knechten, befaß und wettete in jener Erregung, in die ihn eine Arbeit, von deren Gelingen so Vieles abhängt und die so viele Umstände misrathen lassen können, immer versetzt. Da knarrte das Thürchen von Salome's kleinem Garten. Gabriele hatte sich durch ihn geschlichen und wollte, da ihr der alte Weg nicht mehr zugänglich war, über den Hof zurück ins Wohnhaus. Die irren Lichter um sie her blendeten sie; die müde Abspannung ihrer Glieder war noch tiefer geworden seither, und sie verzog ein wenig, ob sie wieder freien Athem und sicheren Tritt gewinne. So ersah sie Ruppert; die Verstärkung ihres Wesens fiel ihm auf, und ein jäher Zorn darüber, daß sie in so später Stunde sich herumtreibe, rief in ihm mit einem dunklen Argwohn, was sie aus dem Bette gejagt. „Landstreicherin!“ schrie er sie an, „was thust noch da? Marsch ins Bett!“ Sie antwortete nichts und schrak nur in sich zusammen, wie ein Traumwandeluder, den man anruft. Er wurde noch heftiger: „Hast nicht gehört?“ und schüttelte sie an der Schulter. Da, im unklaren Bewußtsein, daß sie sich irgend verfehlt, im Bestreben, das zu bemänteln, gab sie ihm die dreiste Antwort: „Es geht nur die Lant' an, was ich thu'. Dich nichts.“ Ruppert aber, im maßlosen Grimme — denn es war vor den Knechten geschehen, die seine laute Stimme herangerufen, und man munkelte ohnedies, daß er ohnmächtig sei seiner Frau gegenüber — schlug ihr hart ins Gesicht: „Da hast! Jetzt geh' Dich beklagen zur Salome.“

Sie schrie nicht auf. Sie schlug nicht die Hände vor's so geschändete Antlitz. Nur die Knie knickten ihr ein, nur die dunklen, sanften Augen sahen ihn an, so vorwurfsvoll und traurig, daß er den Blick lange nicht vergessen konnte. Dann stürzte sie ins Haus, in ihre Stube, durch die Küche, ohne für die Marie auch nur einen Gedanken zu haben. Es war der erste Schlag, den sie empfing und vor so vielen Fremden erdulden mußte. Und neben dem Schmerze, dem tiefen Gefühl der Demüthigung war noch eine laute, gellende Sorge in ihr: Wenn es nicht bei dem einen Liebe blieb? Wenn das fortab öfter, vielleicht gar täglich geschähe? Und wenn man erst erfuhr, was ihr diese Nacht sonst noch bedeutete? Und über diesem Erwägen kam ihr erst die klarere Erkenntniß ihres Vergehens.

Sie mußte fort, daran war kein Zweifel. Und sie zauderte auch nicht, das zu thun, was sie mußte. Aus dem verborgensten Gefach ihres Schränkchens suchte sie das Lederbeutelchen hervor, das ihren kleinen Sparfennig verwahrte. Dann sah sie sich grausend um in den öden vier Wänden, die ihre Jugend beherbergt und begraben, wendete sich zögernd, und die Schatten von einer ungewissen Zukunft bewegten und durchfröstelten ihre Seele. . . .

Es wollte grauen, als Frau Salome aus dem traumvollen Schlummer erwachte, in den sie nach der Mühsal und den Aufregungen der Nacht versunken. Ihr war, als fielen manchmal laue Tropfen auf ihre Hand; später bewußter geworden, fühlte sie, wie ein heißer Mund starke, häufige, fast leidenschaftliche Küsse darauf drückte. Sie war noch zu matt, als daß sie völlig klar geworden wäre; aber sie richtete sich ein wenig auf, und da sah sie ihr Pflegekind vor dem Bettrande knieen und unablässig weinen. Die Weichheit des Schlafes und die Milde, die es mit sich bringt, einem drohenden Verluste entronnen zu sein, waren noch in ihr; so wurde sie nicht heftig wie sonst, sondern fuhr der Störerin sach und unbewußt übers Haar: „Gieb Dich ruhig, Kind. Ich wer's ihm schon zeigen, wenn Dir Einer was gethan hat. Du bist mein.“ und sank wieder in die Kissen. Dunkel bedünkte sie's dann, als wäre ihren Worten nur ein stärkeres Ausschluhen gefolgt. Aber der Schlaf band ihr

schon wieder die Zunge; und so wußte sie nicht für sicher, ob das Ganze nicht vielleicht nur ein ahnender Traum gewesen, ob sich Gabriele dann wirklich und zögernd zur Thüre hinausgestohlen. Auch die Susanne erinnerte sich nachher, daß sich die Weinende etwa um die gleiche Zeit zu ihr aufs Bett gesetzt, bitterlich geschluchzt und allerhand gesprochen habe, das sie nicht recht verstehen konnte. Aber das war erst, als es Morgen geworden und man die Flüchtige beim Frühmahl vermißt hatte. Niemand dachte an eine Verfolgung: „Soll hingeh'n, wohin sie mag, gefäll's ihr nicht mehr bei uns,“ entschied die Tante. Und als Ruppert beifällig lächelte — denn er war überhaupt in jener Nacht nicht zur Ruhe gekommen und der Zorn über ihre Vorwitzigkeit noch lebendig in ihm — da wendete sie sich nachdrücklich und langsam sprechend an ihn: „Du hast's gewonnen. Aber weh dem, der schuld ist daran — verstehst mich? Jedem! . . .“

Sie machte keinen Versuch, das zu verheimlichen, was geschehen. Keine Reize zu Verwandten wurde vorgebracht, verschmäht die wohlfeile Lüge, mit der sich manch Andere hinweggeholfen hätte über die erste Zeit. Das Haus ahnte etwas, somit das ganze Dorf. Sie aber schwieg. Und mit ihr darüber zu sprechen, das hätte niemand gewagt, der Salome Lohwag auch nur ein wenig genauer kannte. Denn sie hatte Gewalt über die Menschen; nun mehr denn je, da sie eine neue Wunde empfangen. Ihre Tiefe ermaß sie selber noch nicht; aber sie trug sie nach ihrer Weise und bedacht, sie denen zu vergelten, von denen sie unversehens und hart war geschlagen worden.

Derweilen zog Gabriele allein ihrer schweigenden Straße. In den jungen Morgen hinein, der grau und ganz bewölkt überm Lande aufdämmerte. Nur gegen Süden zu, wohin sie schritt, lag ein fernes und unsicheres Streifen Licht. Sie wußt's ein gutes Vorzeichen nehmen und konnt' es doch wieder nicht. Gering war, was sie neben ihrer Schönheit an Waffen besaß, den Kampf des Lebens aufzunehmen, den sie ersehnt und der ihr doch wieder unversehens ungenügend worden war. Gering ihr Vertrauen in sich und ihr Muth um die Zukunft. Ihr Herz war schwer und das Angedenken an die eine, verspätete Liebkojung, die sie in jenem Hause erlebt, nagte und mahnte darin. Ihr Leben schien ihr zerstört. So flog sie aus, ein Vogel, der wohl einmal stark von Fittichen und wehrhaft von Fängen gewesen. Aber im Bauer veressen, wußte er sie kaum mehr zu gebrauchen — und der Flug, der ihr bevorstand, war weit, endlos weit; unabsehbar ferne ein ungewissestes Ziel, das kaum gesparteste Kraft hätte erfliegen vermögen . . .

IX.

„Es wird wieder nur für Zwei gedeckt von heute,“ hatte Frau Salome zu Mittag nach jener Nacht, die Gabrielen's Flucht gesehen, der Marie geboten, als diese in gewohnter Weise drei Zeller und drei Eßzeuge auf die bunte Wachsstock-Decke des Tisches stellen wollte. Das war der ganze Nachruf, den sie der Verlorenen hielt, und für die Welt ging das Haus der Lohwag nun neuerdings im gewohnten Geleise.

Die Brauersfrau griff bei der Arbeit zu, wie sie's gehalten alle Zeit. Nur daß sie sich jetzt selbst um Dinge kümmerte, um die sie sich sonst niemalen angenommen hatte. „Als könnte sie gar nicht genug zusammenscharren und weiß so schon nicht mehr, für wen,“ meinte die Susanne in gelegentlichen Konventikeln mit anderen Mägden oder mit Orksinsassen. „Aber das schäbt, rein um den vollen Geldsack. Das ist wohl gar froh, daß man das Kind los hat, und kümmert sich wenig darum, ob's wo auf der Landstraße verhungert. Und ich bleib' auch nur, um zu seh'n, was für ein Ende das mit denen nimmt; ein gutes gewiß nicht.“

Man konnte kaum behaupten, daß die Susanne mit dieser Hoffnung allein gestanden wäre.

Aber, mochte dem nun sein und werden wie ihm wollte, im Hause fehlte etwas. Als man, so wurde das stille, feine Gesichtchen vermißt, das so wandelbar von Zügen und so lebendig von Mienen gewesen, daß man nicht zwei Lage die Gleiche vor sich zu haben glaubte. Das wirkte häßlich, als wäre etwa ein leerer Flecken an einer Wand, die sonst ein helles und fröhliches Bild geschmückt. Man braucht

lange, ehe man sein Fehlen gewöhnt wird, und auch dann noch bleibt die Stube kalt und traurig, und etwas Sonne, etwas Freudigkeit ist fort daraus. Nach Tische mußte sich Rupert selber bücken, wollte er seine lange Pfeife anzünden; das fiel dem beleibten Manne schwer genug, und er mußte der behenden und hilfreichen Hand gedenken, der er auch nicht ungerne zusehen, wenn sie ihm den Zucker in den schwarzen Kaffee that und dann zierlich mit dem Löffelchen die Stücke umtrieb, bis das würzige Getränk die gehörige Süße gewonnen. Wurde es Abend und galt es, die Lampe zu entzünden — ein heiliges und in einem rechten Hause fast symbolisches Thun — dann besorgte es Frau Salome wieder selber, ob sie gleich schon in den Jahren war, wo man sich nicht mehr gerne reckt. Das sie aus der Bibel, dann horchte niemand mehr — aller Ecken und Enden fehlte etwas, und man wußte nur zu genau, was es war ...

(Fortsetzung folgt.)

Von moderner Kunst.

Eine Ausstellung von Werken Edouard Manet's und Claude Monet's, die der Salon Cassirer gegenwärtig veranstaltet hat, fordert geradezu zu einer Rückschau und einem Ausblick heraus. Es ist sehr charakteristisch, daß man diesen Werken im allgemeinen mehr eine geschichtliche Geltung zukommen lassen will, als daß man sie unmittelbar würdigt. Man hat in der That, wenn man vor ihnen steht und ihre Art mit den Tendenzen vergleicht, die heute die Malerei beherrschen, sehr stark die Empfindung, daß man hier eine Kunst vor sich hat, deren Epoche dem Abschluß nahe ist.

Edouard Manet ist mit vier größeren Werken und zwei kleineren Stillleben glänzend vertreten. Man erkennt in den älteren Werken seine Abhängigkeit von den großen Koloristen früherer Epochen, vor allem den Spaniern. So in dem „Vetelmusikanten“: ein Mann mit der Geige, Kinder stehen um ihn herum und hören ihm zu. Das Bild wirkt in vielem wie ein echter Spanier. In solchen Vorbildern hat er seinen koloristischen Sinn geschult, aber er ist nicht bei ihnen stehen geblieben. Er wurde der Begründer des „Impressionismus“, indem er den Versuch wagte, die Natur so zu malen, wie sie ihm erschien, wie seine Augen sie sahen, unbesümmert um jede Tradition. Er suchte die Erscheinungen in ihrem momentanen Eindruck festzuhalten, die Körper zu malen, wie sie in der freien Natur stehen, umspielt von der Luft, die sich, seine Uebergänge vermittelnd, über sie legt. Und so erreichte er, worauf das Ringen mehrerer Malergenerationen abzielte, die abseits der großen Heerstraße neuen Aufgaben nachgingen: daß seine Darstellungen Leben athmeten, daß sie vor dem unbefangenen Auge wie die Dinge in der Natur selbst zu sein schienen. Rücksichtslos genug waren seine ersten Versuche in dieser Richtung. Kein Wunder, daß die Leute, deren Augen an zielliche und fest umrissene Zeichnung gewöhnt waren, vor diesen scheinbar wirren Farbensleden ein Geschrei erhoben, als sei das Heiligste der Kunst geschändet. Manet ist ruhiger, fester geworden. Aber zwei Merkmale sind seiner Kunst stets geblieben: die vornehme koloristische Haltung und die frische Unmittelbarkeit seiner Darstellung. Freilich ist die erstere durch das eindringende Naturstudium auf eine ganz andere, moderne Stala übertragen worden. Für den außerordentlichen Reiz der kühlen blauen Farbenreihe, für die durch ein leises Grau gedämpften Töne ist durch ihn das Verständnis erschlossen. Und was es heißt, einen Körper malerisch zu modellieren, d. h. nicht wie früher gleichsam erst zeichnen und dann die Umrisse mit Farben ausfüllen, sondern ihn in seiner farblichen Erscheinung als Ganzes auffassen und gestalten, das hat er wieder gelehrt.

Von Manet's reifer, ausgeglichener Kunst sind außer einem köstlichen Blumenstück und einem lebensvollen Damenbildnis zwei große Werke ausgestellt, „Der Löwenjäger“ und „Die Flucht Rochefort's“. Der Löwenjäger hat einen gewaltigen Löwen schon erlegt; jetzt kniet er vor seiner Beute und hält das doppelläufige Gewehr zum Anschlag bereit. Im hohen Walde ist die Szene; ein leiser Dämmer weht im Waldinneren, zartviolette Schatten laufen über den Erdboden, spärliches Licht dringt durch das Laub und spielt in weichen Flecken darüber hin. Der Eindruck ist so unmittelbar, mit einer solchen Selbstverständlichkeit gegeben, daß man zunächst wie verblüfft davor steht. Das lebt und athmet. Der Mann, der da kniet, wie er die kräftige Hand an das Gewehr schlägt, der starke Baumstamm, der neben ihm das Bild überschneidet, der Waldboden, der sich gegen den Hintergrund hebt — das ist Alles mit einer außerordentlichen Kraft gestaltet. Und dann die koloristische Haltung des Ganzen: da geht Alles zu einer Wirkung zusammen, da sieht jeder Ton am rechten Ort, und jeder hat neben dem anderen seinen besonderen Reiz.

„Die Flucht Rochefort's“ führt uns aufs Meer. Der Abend sinkt hernieder. In tiefem Blau dehnt sich weithin das Meer, Schatten umhüllen das kleine Boot, das von zwei kräftig geführten Rudern getrieben fortzieht, einem Schiffe zu, das weit draußen liegt. Da, wo das Wasser vom Kiel und den einfallenden Rudern aufgewühlt ist, leuchten, vom letzten Schein des Tages getroffen, die spritzenden, schäumenden Wellen und die Strudel auf und geben starke hellroße Lichter. Im Boot erkennt man nur gerade noch die

einzelnen Gestalten; nur das Gesicht des einen, der am Steuer sitzt — Rochefort selbst — leuchtet hervor aus dem Dunkel; er sieht nach dem Lande zurück, das er verläßt. Wieder der lebensvolle Eindruck. Die Wellen vorn heben und senken sich, und es ist Kraft in ihrer ewig wechselnden Erscheinung; die Männer im Boot, so wenig fest und greifbar ihre Gestalten sind — man fühlt ihre Erregung, und es ist merkwürdig, wie der Eindruck, ohne daß man ein deutliches Bild von ihnen haben kann, doch klar und lebendig ist. Und wieder ist die Farbenstimmung ein Zeugnis dafür, daß die impressionistische Malerei ihren besonderen ästhetischen Werth gerade in der Entwicklung einer neuen verfeinerten Farbenempfindung besitzt.

Claude Monet ist ohne Manet nicht zu denken. Aber der Umkreis seiner Kunst ist beschränkter, er ist ausschließlich Landschaftler, und in seinen letzten Bildern eigentlich nur noch „Luftmaler“. Seine Entwicklung ist in den zwanzig Bildern, die von ihm ausgestellt sind, sehr gut zu verfolgen. In der Art, wie Manet malte, sind auch seine ersten Landschaften, in breiten, weichen Strichen gegeben, aber fest in der Zeichnung und abgeschlossen in der Stimmung. Sonnige Waldwege, einsame Dorfstrassen im Schnee, holländische Landschaften geben ihm die Motive. Wunderbar abgetoht in den Farben sind in dieser Art vor allem eine Szene vom „Seineufer in Argenteuil“ und eine in ihrem Charakter düstere Schneelandschaft „Seine in Aueil“. So wenig detailliert hier die Zeichnung ist, so sehr die ganze Lebendigkeit des Eindrucks allein durch den mit völliger Sicherheit getroffenen Farbenton erreicht wird, Monet fand in dieser Technik noch nicht sein Genüge. Durch eine Reihe von Bildern kann man verfolgen, wie sich die Farben aufhellen und zugleich auflösen, wie er nicht mehr den kompakten Farbensled, sondern in leichten Strichen die einzelnen Töne, die in ihrer Zusammenfügung den Eindruck bestimmen, ungemischt nebeneinander hinsetzt. Und in dieser Auflösung der Farben, die er je nach dem Motiv weiter oder weniger weit treibt, erreicht er in der That, daß man auf einigen seiner Bilder die Luft als „mitgemalt“ empfindet, daß sie das Motiv zu sein scheint, um dessen willen diese gemalt wurden. Im Sonnenschein stimmende Luft füllt das Bild, auf dem Monet seine Frau dargestellt hat, unter einem Baume auf einer Terrasse sitzend, von tausend Blumen umgeben; kaum ist es als Bildnis zu erkennen, das wogende Luft- und Lichtmeer ist in ihm alles. Wie die Luft, so stellt er den von tausend Lichtern glitzernden Spiegel des sich trüffelnden Wassers in dieser Art wie lebend dar. Und voll Leben ist das schäumende Wasser in der „Leberschwemmung“, auf das flutschend der Regen herniederfährt. In seiner Tendenz, immer lichtere Töne zu gewinnen, ist Monet immer weiter gegangen, und in Landschaften der letzten Zeit, wie den „Drei Pappeln“, ist er darin zu rosa und blauen Tönen gekommen, die übertrieben erscheinen, die jedenfalls einen Vergleich mit der Tonhöhenheit der älteren Bilder nicht aushalten.

Monet hat hier seine Technik bis zu einem Punkte fortgeführt, an dem neuerdings eine jüngere Schule, die der „Neo-Impressionisten“, Signac und van Rysselberghe, von denen an dieser Stelle unlängst die Rede war, angefangen hat, um dasselbe Prinzip bis zu seinen letzten Konsequenzen fortzubilden. Was diese mit Farbsleden, das sucht Giovanni Segantini, der dritte Künstler, von dem eine große Anzahl Gemälde und Zeichnungen in der Ausstellung zu sehen sind, mit nebeneinander gelegten Farbenstrichen zu erreichen. Der freie flotte Pinselstrich, der sonst als das Kennzeichen einer guten Technik gegolten, ist auf Segantini's Bildern durch eine mühsame Spachtelarbeit ersetzt. Wie ein durchsuchtes Ackerfeld im Kleinen sieht ein solches Bild aus. Aber Segantini zwingt diese Technik. Für den Eindruck im Ganzen bleibt von dieser Mühseligkeit der Technik nichts bestehen. Er stellt die Alpennatur und das Leben in ihr mit einer außerordentlichen Kraft dar. Es ist die kalte, klare Luft der Höhen, die auf den Bergen, die er gemalt, weht, es sind wirkliche eis- und schneebedeckte Felsenketten, die den Hintergrund zu den Hochebenen bilden, und die mit blendend weißem Glanz von dem starblauen, aus der Tiefe heraus leuchtenden Himmel sich abheben; und es sind einfache Motive aus dem harten Leben der Gebirgsleute, die er mit einem tiefen Ernst in vereinfachter großer Zeichnung darstellt.

Die Kunst, die in den Werken Manet's und Monet's einen so starken Eindruck übt, gilt heute nicht mehr für voll. Es ist merkwürdig, mit welcher Gewalt in den letzten Jahren die Reaktion auch auf diesem Gebiete hereingebrochen ist. Ob sie wirklich einem „tieferen Bedürfnis“ der Zeit entsprecht? Das scheint mir nach den bisherigen Erfahrungen sicher, daß sie der Malerei als solcher kein Gutes thut. Der Leichtsin, mit dem heute gerade die heranwachsende Generation den festen Boden, den diese Bahnbrecher geschaffen, verlassen, ist unbegreiflich und unverzeihlich. All das, was diese verpönt, um, rein an malerische Probleme sich haltend, wieder zu einer malerischen Kultur zu kommen, lehrt wieder, nur mit ein wenig anderen Worten, vor allem in den mannigfachen Gestalten die frühere, so viel verachtete Anekdote. Diese schnelle Umkehr ist wohl nur ein neuer Beweis, wie wenig das heutige Kunstschaffen in den allgemeinen Kulturzuständen, im Sinne früherer Zeiten, wurzelt. Aber die Kunst der Manet und Monet war die unserer Zeit gemäß, die Kunst, auf die eine allgemeine Kunststübing sich stellen konnte. Sie hatte die Unmittelbarkeit und Ursprünglichkeit, die das köstlichste Merkmal jeder Kunst sind. Dagegen besagt es nichts, daß Einzelne auch auf anderen Wegen zu den Höhen der Kunst emporstiegen. Die Kunst des Manet wird späteren Zeiten als die

für unsere Zeit charakteristische erscheinen. Ob sie ihnen gefallen wird — das wird davon abhängen, welche Tendenzen diese Zeiten selbst beherrschen. —

Kleines Revueletton.

— Das Aethertrinken als Ersatz für Alkohol scheint in den ostpreussischen Kreisen Memel und Heydekrug eine ungewöhnliche Verbreitung gefunden zu haben. Schon früher ist von ärztlicher Seite darauf aufmerksam gemacht worden. Jetzt weist der Direktor der Provinzial-Irrenanstalt in Allenberg, Dr. Sommer, im „Neurologischen Centralbl.“ darauf hin, daß im vergangenen Jahre in der Stadt Memel allein zu Trinktweiden 69 Ballons zu 60 Litern und im Landkreis Memel 74 Ballons zu 60 Litern, zusammen also 8580 Liter Aether verkauft worden sind. Daneben ist aber noch eine sehr bedeutende Menge Aether verbraucht worden, ohne daß die Behörden davon Kenntniß erhalten haben, da von Schiffen, Fischern und Ueberläufern bedeutende Mengen von auswärtig eingeführt werden. Im Kreise Heydekrug soll der Verbrauch noch größer sein. Der Aether wird in ganz kleinen Mengen zu fünf und zehn Pfennigen verkauft und entspricht in seiner Wirkung mindestens der vierfachen Menge von Trinktbranntwein. Nach den Erfahrungen der zuständigen Aerzte zeigen sich die Schädigungen durch den Aethermißbrauch namentlich in Erkrankungen der Leber und Niere mit Bindegewebswucherung, in fettiger Entartung der Herzmuskulatur und anderer Organe. —

— Vorrömische Glashütten in England. In der Nähe der Abtei von Glasstonbury (Somerset) hat man seit einer Reihe von Jahren alte Pfahlbauten ausgegraben, über deren Fundstücke Arthur Evans einen zusammenfassenden Bericht auf der letzten englischen Naturforscher-Versammlung erstattete. Das Pfahlbaudorf im See von Glasstonbury gehörte hiernach der vorrömischen Epoche Englands an und scheint namentlich im ersten und zweiten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung geblüht zu haben, die Ansiedlung aber schon im ersten Jahrhundert nach Christo völlig eingegangen zu sein, da sich keine Spur römischer Waaren auf den zahlreichen ausgegrabenen Wohnstätten gefunden hat. Man glaubte früher, daß der Name Glasstonbury vom keltischen Gniis-witwin, Glasinsel) einen mythologischen Ursprung habe und mit dem Glasberge der deutschen Sage, d. h. dem Himmel der Seligen zusammenhänge, allein zahlreiche Funde zeigten, daß hier eine Glasindustrie vorhanden war, welche die einwandernden gallischen Stämme hier begründet hatten. Die Formen der gefundenen Gefäße, Sicherheitsnadeln und anderer Gegenstände deuten darauf hin, daß die Einwanderung der Glasarbeiter vom alpenetianischen Gebiete kam, woselbst die Glasindustrie schon in vorhistorischen Zeiten schloß war. Professor W. Boyd Dawkins fügte hinzu, daß diese Glaslünstler anscheinend auch den Bergbau auf Blei eingeführt hätten, wie denn bald sehr schöne Glasflüsse und Emailen in England hergestellt wurden. — (Prometheus.)

Musik.

Ein Musikreferat, das wie das unsrige schon mittels der engen Auswahl der einer Kritik gewürdigten Erscheinungen in Musikpflege und -Literatur einer besprochenen Leistung mindestens das Zeugnis giebt, daß sie charakteristisch ist, hat um so heilivere Pflichten, jene Auswahl richtig zu treffen. Diesmal liegt ein Fall vor uns, in welchem die Wahl auch dann leicht gewesen wäre, wenn sie sich noch mehr hätte beschränken müssen. An Hugo Riemann, dem wohl bedeutendsten Musikgelehrten und einem der wichtigsten Musikpraktiker unserer Zeit, dem eigentlichen Schöpfer der „Phrasierungslehre“, dem Verfasser trefflicher Vorträge zur Einführung ins Musikstudium, unter denen besonders sein „Katechismus der Musikgeschichte“ jedem der bange Frager nach einer guten Musikgeschichte von Herzen empfohlen sei: an Niemand soll kein Musikreferat so vorübergehen, wie an ihm unsere maßgebenden Stellen von Kunst und Wissenschaft vorübergehen, ohne ihm zu geben, was ihm gebührt; und sein jüngstes Werk, die „Geschichte der Musiktheorie im 9. bis 19. Jahrhundert“ (Leipzig, W. Hesse, 1898), sei als eine der bedeutendsten Literaturerscheinungen, die wir überhaupt haben, jedem gerühmt und jedem näheren Interessenten zum Studium angerathen.

Auf eine sachliche Kritik dieses spezialwissenschaftlichen Werkes kam hier nicht eingegangen werden. Nur so viel. Der Verfasser zeigt zunächst, wie an die Stelle der antiken Einstimmigkeit der Musik allmählig ihre Mehrstimmigkeit trat, anscheinend angeregt durch den mehrstimmigen Naturgesang der nördlicheren Völker (konnte denn über diese Anregung gar nichts Näheres beigebracht werden?), und führt dann, mit reichlichen neuen Aufschlüssen, die stetige Entwicklung der uns so fernliegenden künstlichen Theorien und Vorschriften, wie sie zumal das spätere Mittelalter hervorbrachte, bis herauf zur jüngsten Zeit, die er kennzeichnet durch die Ueberschrift des letzten Kapitels: „Musikalische Logik“. Daß er in den späteren kürzeren Theilen des Buches sich bemüht, seine eigenen Standpunkte historisch zu begründen, war vorauszu sehen; daß eine seiner Lieblingsideen, das — kurz gesagt — Hinabkonstruieren der Vollenleiter, auch nur genügendes Material des Beweises gefunden habe, möchten wir bezweifeln; daß die Darstellung nicht recht übersichtlich ist, weil sie aus dem reichen Stoff die Ergebnisse nicht genügend hervortreten läßt, dürfen wir jedenfalls behaupten.

Das strenge Festhalten an dem rein theoretischen Thema schließlich in allen Ehren; ob aber die große, weit klaffende Lücke, die unsere gesammten geistigen Interessen durchzieht: der Mangel einer Theorie und Geschichte des Unterrichts in Wissenschaft und Kunst, hier nicht doch einige Beiträge zu ihrer Ausfüllung hätte bekommen können, überlassen wir dem Verfasser zur eigenen Erwägung. —

sz.

Geschichtliches.

— Die Flugschriften über die französische Revolution, die im Britischen Museum aufbewahrt werden, sind neuerdings geordnet worden. G. R. Fortescue hat, wie die „Voss. Jtg.“ berichtet, ein genaues Verzeichniß aufgestellt und so eine wichtige Vorarbeit für die Geschichtsschreibung der französischen Revolution geliefert. Auf diesen flüchtigen, bedruckten Papieren, die sich wie eine Fluth zwischen 1789 und 1799 aus Paris und anderen Städten, theils öffentlich, theils im Geheimen über die Welt ergossen, sind die wechselnden Schicksale der großen politischen und sozialen Umwälzung buchstäblich Tag für Tag aufgezeichnet. Es war längst bekannt, daß das Nationalmuseum in Bloomsbury eine vollständige Sammlung dieser Drucksachen besaß, die, Duplikate abgerechnet, sich auf 48 579 Stücke beziffert und nun von Fortescue geordnet worden ist. Sie füllt 1961 Bände, während die 22761 Drucksachen aus der englischen Revolution 1983 Bände beanspruchen. Die französischen Flugschriften stammen aus drei Sammlungen, wovon die erste und größte, wie wir aus einem Brief John W. Crokers erfahren, von einem alten Buchhändler, Namens Colin, gesammelt wurde, der Marat's Drucker und Verleger war und in seinem Dachstübchen besonders die in den ersten Jahren der Revolution gedruckten Flugblätter aufspeicherte. Marat's eigene Erzeugnisse und die von Colin selbst gedruckten waren weniger zahlreich vorhanden, weil es Zeiten gab, wo es mit Lebensgefahr verbunden war, dergleichen zu besitzen. Diese Sammlung wurde 1817 von den Kruitessen (Verwaltern) des britischen Museums auf J. W. Croker's Rath angekauft. Croker selbst fing in jenem Jahre an, alle auf die Revolution bezüglichen Drucksachen anzukaufen, und diese ergänzenden kleineren Sammlungen gingen 1831 und 1856 in den Besitz des Museums über. Daß die Kenntniß von diesen Schätzen damals nicht in weitere Kreise drang, erfährt man aus der Aussage Thomas Carlyle's, der vor der Royal Kommission 1849 erklärte, daß er nur durch den Zufall von dem Vorhandensein dieser werthvollen Schriften erfahren habe; aber ohne Verzeichniß seien sie von keinem Nutzen für ihn gewesen; es wäre ebenso nutzlos gewesen, sie in wasserdichte Kisten zu verschließen und ins Meer zu versenken, wie sie im britischen Museum aufzubewahren. Diesen Vorwurf hat nun das Museum von sich beseitigt, denn Fortescue hat den Bänden ein Verzeichniß von 48 Seiten beigelegt, das den Schlüssel zu den Schätzen abgiebt. Viele tausende der Flugschriften trugen kein Datum; daher war die chronologische Ordnung keine leichte Sache. Der Flugschriften über die französischen Besitzungen in Westindien sind 1399, sie füllen 92 Bände. Ueber den Jakobinerklub besitzt das Museum 771 Flugschriften, über Robespierre 145. —

Kulturgeschichtliches.

— Ueber die kulturgeschichtliche Entwicklung des deutschen Hauses sprach Robert Mielke im „Verein für die Geschichte Berlins“. Nach einem Referat der „Voss. Jtg.“ ging er von der Bedeutung des Herdes bei den alten Deutschen aus, um den die junge Frau vor der Besitzergreifung dreimal herumging und der mit dem erhöhten Sitze den Kern des Hauses bildete. Von der einfachsten Form desselben entwickelten sich im Laufe der Jahrhunderte mehrere ganz verschiedene Typen des Grundrisses, nach dem sich die Stämme leicht von einander unterscheiden lassen. Zur Zeit der Völkerwanderung glich das Haus etwa dem sächsischen Bauernhause, wie es sich in Westfalen, Hannover und Oldenburg noch findet. Auch die gekreuzten Pferdedörse auf der First sind ein uraltes Wahrzeichen. Obwohl die innere Einrichtung des Hauses bei den Scandinaviern, den Franken und Goten stammesartige Abwandlungen zeigt, haben sie übereinstimmend im Anschluß an den Wohnraum Stall und Scheune, vielleicht auch schon eine Art Arbeits- oder Spinnstube für die Frauen. Lang und rechtwinklig umschlossen die Mauer- oder Fachwerkwände den einzigen großen Raum, der nur durch Thür und Rauchloch im Dache Luft und Licht erhält. Der Bischof Venantius Fortunatus von Poitiers, der eine längere Moselreise ausführte, hat das deutsche Haus seiner Zeit in einem Gedichte besungen, das also anhebt:

Weicht ihr Bände, aus steinernen Quadern gemauert, ich ziehe
Wegen des Meisters Geschick vor Euch den hölzernen Bau.
Trefflich wahren vor Wind und Wetter getäfelte Stuben
Wo nicht klaffenden Spalt duldet des Zimmermanns Hand.

Zur Zeit Karl's des Großen entstehen Wirtschaftshöfe, die eine selbständige Trennung nach Wohn- und Wirtschaftszwecken aufweisen und dem eigentlichen deutschen Hause eine höhere Stufe sichern. Für das Leben im mittelalterlichen Hause war in kultureller Hinsicht die Theilnahme der Frau an den geselligen Zusammenkünften von größter Bedeutung; doch behält neben den sonstigen Räumlichkeiten auch dann die alte große Halle ihre herrschende Stellung. Dafür sprechen kleinere Burganlagen, deren Grundzug auch bei den Palästen zu Goslar, auf der Wartburg und bei der Burg Dankwarderode sich nur reicher entwickelt findet. In den älteren Städten, deren Bewohner früher Ackerbau trieben (wie z. B. in Münster und Köln), wuchs sich das ursprüngliche Bauernhaus mit

der Zeit zum Bürgerhause aus, dessen behaglicherer Anlage und freierer Gestaltung die Zeiten der Renaissance und der Reformation mit einer lebensfrohen und offenen Auffassung zu gute kamen. —

Astronomisches.

10. Was zur Entdeckung eines Kometen gehört, schildert der bekannte amerikanische Kometensucher William Brooks in der Monatschrift „Popular Science“. Ein tüchtiger Kometensucher muß für seine Arbeit geboren sein, und seine Erziehung kann den Mangel an Begabung ersetzen. Seine Untersuchungen stellen die höchsten Anforderungen an Sinne und Geist. Sorgfalt und unbeirrte Ausdauer, verbunden mit einer hingebenden Liebe an seinen Beruf, sind für ihn im höchsten Maße erforderlich. Zunächst muß der Kometensucher ein gutes Auge besitzen, eine Rezhaut, die genügend empfindlich ist für die Entdeckung außerordentlich feiner verschwommener Gegenstände. Hat die Natur ihm diese Gabe verliehen, so muß das Auge durch dauernde Übung und sorgfältige Erziehung immer weiter verschärft und verbessert werden. Diese Forderung mag wunderbar klingen, aber auch das Auge kann zum Gebrauch für bestimmte Zwecke erzogen, gleichsam trainirt werden, ebenso wie das Ohr für die Musik erzogen werden kann und muß. Es giebt aber noch weit feinere Unterschiede für die Augen der Astronomen, als nur diejenigen zwischen guten und schlechten Augen. Dieser Astronom hat ein besonders gutes Auge für die Auflösung von sehr dicht zusammenliegenden Gegenständen und kann in Folge dieser Begabung Doppelsterne erkennen, die von anderen Beobachtern nur als ein einziger Punkt wahrgenommen werden, ein anderer Astronom hat einen ausgezeichneten Blick für die feinen Zeichnungen, die das Fernrohr auf der Oberfläche der Planeten enthüllt, ein dritter ist für die Entdeckung außerordentlich zarter Nebelnassen am Himmelzeit besonders geeignet. Brooks selbst veranschaulicht die Wahrheit dieser Thatsachen an einem Beispiele aus seinem eigenen Leben. Eine der wichtigsten Kometen-Entdeckungen, die ihm beschieden waren, war der Fund des Kometen von 1812, der nach seinem damaligen Entdecker den Namen Pons führte und 1833 durch Brooks wieder aufgefunden wurde. Dieser Komet war zur Zeit seiner Entdeckung der am schwächsten sichtbare Himmelskörper, den der berühmte Kometensucher je beobachtet hat; er war in der ersten Nacht, als das Auge des Astronomen auf ihn gelenkt wurde, ein bloßer Fleck auf dem dunklen Himmelsgewölbe. Er nahm langsam an Helligkeit zu und wurde schließlich so glänzend, daß er schon mit bloßem Auge gesehen werden konnte, und doch hatte ihn kein Besucher der Sternwarte in den ersten Nächten nach der Entdeckung überhaupt wahrzunehmen vermocht, obgleich er mitten in dem Gesichtsfelde des Fernrohrs sich befand. Dabei muß noch in Betracht gezogen werden, daß naturgemäß ein Gegenstand weit leichter zu erkennen ist, wenn man auf ihn bereits aufmerksam gemacht wurde, als wenn man ihn als erster sicher wahrnehmen soll. Der Astronom, der sich in einem so ausgezeichneten Besitz befindet, muß nun aber sein Auge auch hüten, wie ein Kleinkind: er darf es keinem zu starken oder blendenden Lichte aussetzen und sich nicht den Uebermuth gestatten, einmal geradegu in eine elektrische Bogenlampe oder gar in die Sonne hinein zu sehen; durch eine einzige Ueberschreitung dieses Verbotes könnte er seine empfindliche Rezhaut für die feinen Beobachtungen, denen sie zu dienen hat, untauglich machen. Ueberhaupt soll er sich von solchen Arbeiten fern halten, die dem Auge eine besondere Anstrengung zumuthen, also namentlich von Sonnenbeobachtungen, trotzdem solche stets unter Anwendung von dunklen Schutzgläsern geschehen. Brooks hat daher, falls er einmal solche Beobachtungen nicht vermeiden konnte, stets nur sein linkes Auge dazu benützt, um sein rechtes, das ohnehin das bessere war, für die Entdeckung von Nebeln und Kometen aufzusparen. Es ist selbstverständlich, daß die Auswahl des Fernrohrs bei der Jagd auf Kometen von wesentlichem Einfluß ist. Das Instrument muß ein ziemlich großes Gesichtsfeld, eine kurze Brennweite und eine nicht zu starke Vergrößerung besitzen. Daneben ist es aber von großem Vortheil, ein Fernrohr mit starker Vergrößerung zur Verfügung zu haben, um vor Täuschungen gesichert zu sein, denn oft kann erst durch ein größeres Instrument festgestellt werden, ob ein schwach leuchtender Fleck am Himmel wirklich ein Komet ist oder vielleicht ein Sternnebel oder ein Sternhaufen. Während der Arbeit muß der Kometensucher äußerst sorgfältig und vorsichtig verfahren und darf nicht zu schnell über den Himmelraum, den er gerade unter dem Fernrohr hat, hinweggleiten. Er muß gleichsam seine ganze Aufmerksamkeit in das Auge verlegen, denn ein kurzes Abschweifen seiner Gedanken kann genügen, um den Himmelskörper, nach dem er Monate und Jahre lang ausgeschaut hat, durch das Gesichtsfeld seines Fernrohrs vorüberziehen zu lassen, ohne daß er ihn wahrnimmt. —

Technisches.

— Einen Schlafwagen dritter Klasse wird die Schwedische Staatsbahn versuchsweise einrichten lassen. Die Idee dazu gab ein Ingenieur in Rußland, das sich in dieser Beziehung als Fortschrittsland zeigt; denn dort sind Schlafwagen dritter Klasse bereits in Betrieb. Diese Wagen werden durch einen Längsgang in zwei Reihen Halbkreises mit doppelten Bänken, jede für zwei Personen, getheilt, und mittels entsprechender Einrichtungen können für die Passagiere jedes Abtheils Schlafeinrichtungen geschaffen werden. Ein derartiger Schlafplatz kostet auf den russischen Bahnen etwas

über drei Mark. In Finland sind seit Mai 1898 gleichfalls Schlafwagen dritter Klasse in Betrieb, man kann in denselben für etwa 1,50 M. Kissen, Decke, Handtuch und Seife bekommen. —

— Die kleinste Uhr der Welt. Eine Uhr von ungewöhnlicher Kleinheit hat der Mechaniker P. Dittscheim in dem berühmten Hauptort der Schweizer Uhrenindustrie La Chaux de Fonds angefertigt, welche nicht nur ihrer Kleinheit, sondern auch des Umstandes halber Interesse verdient, daß man an ihr beobachten kann, wie sie der Grenze, bis zu welcher kleine Uhren überhaupt gangfähig bleiben, bereits ziemlich nahe steht. Das Werk hat einen Durchmesser von 6,75 Millimeter und wiegt 95 Zentigramm. Die Hemmung wiegt nur $\frac{1}{4}$ Milligramm, die Unruh-Spirale, deren Durchmesser 1,78 Millimeter ist, wiegt nur $\frac{1}{10}$ Milligramm, ist also selbst auf empfindlichen chemischen Waagen nicht mehr mit Sicherheit zu wägen. Der äußere Durchmesser des Zylinders ist 0,35, seine Wandstärke 0,08 Millimeter. Die Unruhe wiegt 1,875 Milligramm. Die Uhr geht, wenn sie frisch geölt und gereinigt ist, 28 Stunden, sobald aber das Öl wider wird, verringert sich die Gangdauer auf 16 Stunden. Es giebt theoretisch eine Kleinheitsgrenze, jenseits welcher eine gehende Uhr nicht mehr herzustellen ist, und zwar deshalb, weil die Reibungswiderstände schneller zunehmen, als die Größe der Uhr und die Kraft ihrer Feder, welche dazu im Verhältnis stehen muß, abnimmt. Bei einer gewissen Kleinheit wird eine Uhr mit einem sehr dünnflüssigen Schmieröl noch gerade gehen, durch die geringste Verdickung desselben aber zum Stillstand gebracht werden. —

Humoristisches.

— Augenfällig. Zwei Frauen rühmen einander die Borzüge ihrer Männer und gerathen dabei in Eifer. „O, mein Mann“, sagt schließlich die eine, „ist überhaupt eine groß angelegte Natur — schau'n S' nur seine Ohrwascheln an!“ —

— Starke Tabak. „... so, Sie haben da auf Ihrer Reise Krokodile ‚geangelt‘?“ —

„Ja!“ — „Aber was nahmen Sie denn da statt der Regenwürmer?“ — „O ganz einfach: Klapperschlangen!“ —

— Rache. Seppi (den der Herr Lehrer verhaßt hat): „Groß mücht' i jetzt sein — und Kirchweih sollt' sein — und der Herr Lehra sollt' auch hinkomma — und i könnt' mit ihm rausen!“ — („Reggend. hum. Bl.“)

Notizen.

— Der bekannte Schauspieler Hermann Müller vom Deutschen Theater hat sich am Mittwoch Vormittag erschossen. —

— In Luneville ist der Schriftsteller Emile Crémann, die zweite Hälfte der Firma Crémann-Ghatrian, im 77. Lebensjahre gestorben. —

— Agnes Sorma wird im nächsten Jahre für einen vollen Monat dem „Lessing-Theater“ als Gast angehören. Im Mittelpunkt ihres Gastspielrepertoires wird ein neues zum Theil in der diplomatischen Welt spielendes Lustspiel von Oskar Dumenthal stehen, dessen Hauptrolle für Frau Sorma bestimmt ist. —

— Im Münchener Schauspielhause wurde das Schauspiel „Hildegard Scholl“ von Eugen Croissant und Bernhard Westenberger mit Erfolg aufgeführt. —

— Die Oper „Der Richter von Zalamea“, Text von Viktor Blüthgen, Musik von Georg Jarno, hat bei der Erstaufführung in Breslau gefallen. —

— Professor Dill, der Präsident der Münchener Sezession, hat einen Ruf an die Karlsruher Akademie angenommen. —

Bücher-Einlauf.

— Ernst Kreowski, Schlagende Wetter. Soziale Gedichte. Bamberg, Verlag der Handelsdruckerei. —

— Henri Ibsen's dramatische Werke, herausgegeben und übersetzt von Wilhelm Lange. Band 1. Gespenster. Berlin, Hugo Bermihler. Bessere Ausgabe 1,20 M. brosch. — Volksausgabe 30 Pf. brosch. —

— Curt Michaelis, Euphorion. Eine Liebestragödie. Erlangen, Kommissions-Verlag von Fr. Junge. —

— Theodor Lessing, Zwischen den Schlächten. Zürich, F. Schabelitz. 60 Pf. —

— Robert Eysler, Mein Geld. Skizzen. Dresden und Leipzig, G. Pierson's Verlag. —

— Ernst Clausen, Freimüthige Bekenntnisse. Mahnwort und Warnungsruf für das gebildete Deutschland. Berlin, F. Fontane u. Co. 2 M. —

— Henry Wenden, Gott ist allgütig und weis! Ein Neue Teufel. Zürich, F. Schabelitz. 80 Pf. —

— Dr. Wilhelm Langer, Was muß man von der Astronomie wissen? Berlin, Hugo Steinig Verlag. 1 M. —

— J. Bettelheim, Wie wird man ein guter Redner? Berlin, Hugo Steinig Verlag. 1 M. —